

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1931**

192 (21.8.1931) Unterhaltung, Wissen, Kunst



# Unterhaltung \* Wissen \* Kunst

## Spanische Volksmoral

### Zimmer mit der Ruhe

Das ist ein köstlicher Grundriß, den man in Spanien huldigt, und mit dem man da genau so weit, manchmal vielleicht auch noch weiter kommt, als wir nördlichen Mitteleuropäer mit unserer aufregteren Existenz. Im ionischen Süden ist dieser Grundriß gewissermaßen Naturgesetz, hervorgerufen durch das Klima, die Hitze, alles spielt sich da etwas langsamer, gemächlicher, beschaulicher ab. Aber sei es die pomadische Gleichgültigkeit irgendeines südspanischen Kammers, der einen nach längerem Warten mit morgensländischem Formalismus in einer Form bedient, die die Meinung zuläßt, daß es ihm mindestens genau so lieb ist, wenn die Kundtschaft wieder mit leeren Händen aus seinem Laden geht, damit er sich nicht erst durch ihre Wünsche in seiner Bequemlichkeit fördern zu lassen braucht, oder sei es die sprichwörtlich gewordene Unpünktlichkeit der Eisenbahnen, die mitunter Stunden beträgt: die Einheimischen haben dagegen nichts einzuwenden! Sie sind es so zufrieden, wenn es nicht anders. Nur wir, denen die dreuzählige Kalorienhöflichkeit anersagen ist, werden dabei nervös und denken, wir müßten gleich aus der Haut fahren.

In einem Bankgeschäft stehen vor dem Schalterfenster eine Reihe Menschen. Einer nach dem andern wird bedient: höflich, freundlich, auf einmal kommt ein Bekannter des Schalterbeamten an die Reihe. Freudige Begrüßung, Fragen nach dem Wohlergehen, Lachen, längeres Privatgespräch. Vor dem Wegang bietet der Abschiedsgruß dem Beamten noch eine Tabakdose und Zigarettenpapier an. Der dreht sich davon langsam und gewissenhaft eine Zigarette und setzt sie in Brand. Und da man vom Rauchen viel mehr Genuss hat, wenn man dabei nicht beschäftigt ist, so leht derweilen der biedere Bankmann seine Tätigkeit aus und schmaucht behaglich, hinter dem Schalter auf und abgehend, seine Zigarette auf. Dann erst, nach Minuten, geht der Betrieb weiter, höflich, freundlich. Draußen wird unterdessen die Menschenmenge immer länger. Ich stehe mitten drin wie auf Kohlen. Doch niemand murr. Alle haben es anscheinend ganz in der Ordnung, daß der Beamte auch einmal ein kleines Privatvergnügen haben will, und daß sie dann etwas länger warten müssen.

Wenn bei uns, wo jeder mit der Minute geht und Zeit als Geld betrachtet, schließlich auch nicht gerade dem Schalter eingeschlagen hätte, einen solchen Krach hätte es doch bestimmt gegeben. Hier unten kein Zeichen der Ungebuld, kein Wort des Unmuts. Sind aber eigentlich diese Menschen mit ihrer beneidenswerten Ruhe nicht besser dran als wir?

### Gemüt!

Ein Stierkampf ist für uns eine grausame und rohe Angelegenheit. Nicht so für den Spanier! Für ihn ist jede „Corrida“ ein höchst interessantes und belustigendes Schauspiel (oder war es wenigstens unter der Monarchie). Je blutiger und schrecklicher der Kampf sich abwickelt, desto größer ist das Vergnügen, desto lauter der Beifall. Dagegen ist nun nichts so nach dem Vorbild — nämlich in der Malaga kam ich eben aus der Arena heim in mein Quartier. In der Nacht aufgewacht von dem Geräusch, wo man Stiere und Pferde heult und geistert und schließlich aramisch gelächelt hatte, wo das Blut ungeschlachtet in Strömen geflossen war. „Barum?“ einer Schaulustige auf! Da treffe ich auf der Treppe die Mutter meines Quartierwirtes, eine hochbetagte, Greisin mit schneeweißem Haar. Mit strahlenden Augen, wobei sie wahrscheinlich in Erinnerungen an ihre früher gelebten Stierkämpfe schwelgen möchte, fragte sie mich: „Nun, Sennor, was er nicht sehr schön?“ Ich war verblüfft! Ein solch verabschiedungswürdiges Spiel schon? „Ich war verblüfft! Ein solch verabschiedungswürdiges Spiel schon? Ich war verblüfft! Ein solch verabschiedungswürdiges Spiel schon?“

### Falschgeld!

In der ersten Zeit meines Aufenthaltes in Spanien wunderte ich mich über folgendes: Wenn man in irgendeinem Geschäft Silbergeld in Zahlung, so nahm der Verkäufer das Geldstück in die Hand und warf es auf einen neben der Kasse liegenden flachen Stein. Später wurde mir der Grund dieses Tuns klar: Es war eine Probe, ob das Geld echt war, oder ob es sich um Falschgeld handelte. Und es schien sehr viele falsche Münzen im Umlauf zu sein, die sich aber, sowohl äußerlich sehr gut nachgemacht, durch ihre Zusammenlegung verrieten. Wurden sie nämlich auf den Stein geworfen, so blieben sie mit dumpfem Klange liegen, während die echten Silberstücke mit einem hellen Töne hoch in die Luft irrten. Hatte man nun als unfähiger Ausländer einmal Falschgeld angedreht bekommen, so war es natürlich schwer, es wieder loszu-

werden. Beim Wechseln einer Banknote in einer großen Buchhandlung hatte man mir einmal einige solcher Falschstücke mit aufgegeben, die ich scheinbar ewig mit mir herumtrug, denn überall gab man sie mir nach der natürlich negativen ausfallenden Steinprobe wieder zurück. Erst nach vielen Verjahren gelang es mir, sie wieder an den Mann, oder richtiger, an eine Frau zu bringen. Von da ab war ich aber etwas klüger und wechselte mein Geld nur — wie es übrigens alle vorsichtigen Spanier tun — in den Staatsbanken. Da hat man wenigstens die Gewißheit, echtes Silbergeld zu erhalten.

### Taschendiebe

Während eines Stierkampfes sahen wir zur Linken zwei junge Mädchen von vielleicht 15 bis 16 Jahren, in blauem Leinwandanzug, schwarzer Basenmütze, Bastischuhe, als Sonntagskleid ein weißes Spätzchen um den Hals geschlungen. In meiner linken Taschentüte hatte ich Erdnüsse, die ich während der Vorstellung knabberte. Außerdem in der gleichen Tasche einen „Duro“, ein Fünftausendstück. Das war natürlich leichtsinnig. Sie kamen auch nicht wieder, trotzdem ich einen Papierfächer von ihnen, den sie mir voll Liebenswürdigkeit kurz zuvor geliehen hatten, noch in meinen Händen hielt. Als ich wieder nach einer Kasse greife, bemerke ich das Fehlen des Geldes. Alles Durchwühlen der Tasche hatte selbstverständlich keinen Zweck; das Geld war verschwunden und mit ihm die beiden Mädchen, die sich wahrscheinlich längst in dem vielstausendfüßigen Gemüß eines anderen Platz gelüßt hatten und sich ihres Raubes freuen mochten. Sie etwa wiederzufinden, war aussichtslos. Ich hatte es ihnen aber auch zu leicht gemacht.

Offenbar hatte der neben mir Sitzende nur einmal heimlich meine Rüsse probieren wollen; dabei war ihm das Silberstück in die Hand geraten und natürlich daran hängen geblieben. Großzügig hatten sie mir dafür ihren Fächer überlassen, den ich nun als Andenken behalte. Ein immerhin etwas kostspieliges Andenken, wenn man überlegt, daß sein Wert kaum 5 Pfennige betragen haben dürfte.

**Juvene Marionetten.** Das in Karlsruhe gegründete Künstler-Marionetten-Theater von Georg Deiningert, ist mit seiner neuesten Arbeit den „Liedenden Marionetten“ zu einem 10jährigen Gastspiel in der großen Deutschen Kunstausstellung nach Berlin gerufen worden. Es bringt dortselbst, in einem von der Stadt eigens dazu erstellten Theaterraum die Oper „Bajazzo“ von Leoncavallo in Original-Partitur zur Aufführung. Ebenso steht ein lukratives Kabarett mit den Karikaturen prominenter Künstler Deutschlands auf dem Spielplan.

**Sohle Kunstfasern.** Von zwei Königsberger Forschern ist ein neues, grundsätzlich recht einfaches Verfahren zur Herstellung höherer Kunstfasern ausgearbeitet worden. Diese Fasern mit durchgehendem Hohlraum haben einen hohen, wirtschaftlichen Wert, weil sie bedeutend leichter sind als massive Fasern und vor allem stärker wärmeisolerierende Eigenschaften besitzen, d. h. Wärme und Kälte besser abhalten. Das neue Verfahren stellt fabriktionsstechnisch eine Umkehrung der gewöhnlichen Kunstfaserverzeugung dar: während sonst die gelöste Zellulose, der Grundstoff der Kunstfaser, durch Spinnbrillen in ein Fallbad geleitet wird, läßt man hier die Fallflüssigkeit zur Zelluloselösung treten.

## Blumenboot der blinden Freudemädchen

In allen chinesischen Hafenstädten, besonders aber in der Millionenstadt Kanton gibt es eine Anzahl von schwimmenden Frauenhäusern, die „Blumenboote“ genannt werden. Es sind am Ufer verankerte, zwei bis drei Stockwerke hohe und schon von weitem an ihren vielen, bunten Lichtern kenntliche Schiffe; auf dem Oberdeck befindet sich meist ein mit Lackmöbeln, Spiegeln und Schmuckstücken überladen und sehr kostspieliges Restaurant, während die untersten Etagen von der minderbemittelten chinesischen Bevölkerung besetzt werden. Zwischen diesen vornehmen Blumenbooten schaukeln ganze Reihen von billigeren Schiffen, während sich die sogenannten „Küpergeldschiffen“ in den schlammigen Seitenkanälen verstecken.

Auch das Blumenboot des Hai-Tang war ein solcher Betrieb vierter Klasse und lag mitten unter den breiten Kahnbooten im Gienboerter Kanal von Kanton. Die morgige Dampfschiffe mit den gekappten Masten und den farbigen Leuchttürmen auf Deck schiften bei Tag wie ein schwarzes Ungeheuer zwischen dem Kärm der schwimmenden Bambusboote und wurde erst in der Nacht lebendig, dann hörte man Gänge und Zinnen von Wandolinen aus dem Mast, Hai-Tang lockte auf seinem Eisenofen am Deck und war mit dem Gesicht zufrieden, trotzdem es auf seinem Boot nur blinde Mädchen gab. Acht Chinesinnen, alle blind!

Die „kleine Nachtigall“ war die erste gewese, Hai-Tang nahm sie nur wegen ihrer schönen Stimme und weil der Agent, der sie brachte, ihm Geld schuldete. Aber da zeigte sich, daß sie bald doppelt so viel verdiente als die lebenden Mädchen, er verließ sie mit einer zweiten Blinden mit dem gleichen Erfolg, witterte jetzt Profil aus der grauenhaften Vorliebe der Männer für die hilflose Sanftmütigkeit der blinden Geschöpfe und stellte seinen Betrieb um. Das war einfach und billig, denn es gibt kaum ein Land mit so vielen Blinden wie China. In dem Gemüßel der chinesischen Städte sieht man Tausende von blinden Bettlern, die sich am Kopf eines gemieteten Kindes festhalten und durch die Straßen ziehen lassen und die Zahl dieser Unglücklichen wäre noch viel größer, wenn nicht viele Neugeborene sofort wegen ihrer Blindheit ertränkt würden.

So kam auch die „Blinde Taube“ auf das Blumenboot des Hai-Tang. Sie war die Tochter eines Straßenwahrers und brachte einen kleinen Kompass ihres Vaters mit, aus dem sie den Gängen die Glücks- und Unglücksstunde für Reisen, Geschäfte, Kuren und Bedürfnisse voraussagte. Da sie mit ihren Prophezeiungen Glück hatte, kamen bald die Frauen und Mädchen der benachbarten Kahnboote bei Tag zu ihr und ließen sich wahr sagen, Hai-Tang verdiente doppelt an dem Mädchen, nannte sie sein kluges Täub-

chen, gab ihr ein besseres Essen und schöneres Kimonos wie den Anderen und sie hätte dieses stumpfe Leben willenlos weitergeführt, wenn nicht eines Nachts ein junger Schiffszugler zu ihr gekommen wäre, der von dem seltsamen Boot der blinden Mädchen gehört hatte.

Er erchien am nächsten Morgen wieder, führte sie trotz des höflichen Widerpruches Hai-Tangs in das Spital und ließ sie operieren.

Wochenlang lag sie genau so gebuddelt in dem verdunkelten Zimmer wie in der schmutzigen Kiste des Blumenbootes. Dann begann sie langsam zu sehen und verließ über diesem Glück des Lichtes ihr früheres Leben, das Spital war ihr Paradies geworden und sie lebte sorglos wie ein Kind, bis man sie eines Tages als Geblitz entließ.

Sie ludte jetzt Arbeit, aber ihre schwachen Augen vertrugen nicht die helle Sonne der Reisfelder, in einer Baumwollspinnerei konnte man sie nicht brauchen, weil sie die Spindeln zu wenig schnell unterließ, ein Kaufmann, bei dem sie Kafeten mit Knallpulver füllte, schickte sie fort, denn die anderen Arbeiterinnen machten doppelt so viel Kafeten. Sie litt Hunger und bettelte wie früher, aber niemand kümmerte sich um die Sehende und so tauchte sie eines Nachts wieder auf dem Blumenboot des Hai-Tang auf.

Er prüfete sie, gab ihr dann zu essen und hoffte auf eine Fortsetzung ihres alten Verdienstes, doch die Fabrikerel der sehenden Taube“ war nicht mehr, die Frauen hatten zu ihrer Blindheit größeres Vertrauen gehabt und die Kulis und die Kohlenzimmerkinder hatten sich lieber von anderen Mädchen vorziehen, denn sie wünschten Barmherzigkeit und wollten nicht diese Augen haben, die den Jammern wiederzuspiegeln, den die „Blinde Taube“ früher in der stummen Demut ihrer toten Augen verbergte.

Auch auf der Dampfschiffe mit den bunten Laternen wurde ihr das wunderbare Geschenk des Lichtes zum Fluch!

So machte sie in der Nacht, in der Hai-Tang ihr kündigte, den großen Schritt in den Strom, der schon vor ihr Hunderttausende mittelebige aufnahm. —

Der Schiffszugler, der damals zwischen Shanghai und Singapore fuhr, erkundigte sich bei seinem nächsten Aufenthalt in Kanton nach seinem Schicksal und erfuhr von Hai-Tang dessen trauriges Ende. Er hat mir das Schicksal der „Blinden Taube“ in einer Sirocco-Nacht auf der Höhe von Cherso erzählt und seinen Bericht nachdenklich mit dem uralten chinesischen Sprichwort beendet: „Dunkle Krankheiten heißt nur die Göttin der Barmherzigkeit!“

Volkmar Zro.

## Der lust'ge Babbenheimer

Valentin Traudt

Nachdruck verboten

Erzählungen im Weser-Main-Verlag (J. Kämpfer, Kassel)

„Koch ei Kunde“, sagt der alte Bürgermeister.

„An dann wolle mer die Kest wieder schwingen, daß die Kestler mit ihre Vögel wadele.“

Ueber dem Gemeindegarten, in der kleinen warmen Klambuse wohnt der alte Schweinehirt, der gegen die Rotzussenke kann. Wenzel Jahre der auf dem Felz hat, das weis höchstens der Herrer. Die Unterfahuna, die er bekommt, weischt er in grünen Pfefferminz um. Die ganze Zeit her hat er hinterm Ofen geessen und einen müden Weiden gemuffelt. Nun läst er sich eine Gesundheit blasen, und der Babbenheimer muß das Lied von den schönen jungen Mädchen, die man lieben muß, singen. Danach hockel's und lüchtl's wieder im Tanzsaal.

„Nacht!“

Beid stehen die Aussüger in der Tür und schauen schmunzelnd nach den Tanzpaaren und auf die Wandbarr, auf der sich Burtschen und Mädchen hänseln. Der Knasterbart, der den Brummbass streicht, nicht ihnen zu und schmalz mit der Zunge, gerad wie vor vierzig Jahren, da sie die Herren auf dem Tanzboden waren. Wie sind sie jetzt feist und stödig geworden. Als ob ihnen die Ackerhollen der vergangenen Arbeitsjahre an den Stiefeln kleben und die Herbstregen und Frühjahrsregner ihnen das Blut verflücht hätten. An so Tagen blift der alte Kimmel nach. Da glummeris wieder ein bißchen. Morgen aber kommen wieder aus allen Ecken graue Mäuse, man sieht von seinem Stüßchen aus in den leeren Garten, wo auf der Leine die ausgewaschenen Kartoffelsäcke im Winde hin- und herliegen.

Um 12 Uhr gibts scharfe Würstchen mit prickelndem Senf. Solange bleiben auch die Herren im Nebenzimmerchen noch. Wer weis, was im nächsten Jahr ist?

Die hebbatte Jugend fragt nicht nach der Zeit.

Der Tanz auf dem Scherzmarkt ebbt dem Gefunde. Das hat ihn müde und befeist unbedingt darauf. Die anderen haben am dritten Weihnachtstag den Bobbenheimer und seine Musikanten in Abrang gefest, waren in den Gassen umher auf den Wursthuppen der Freunde, haben bis Lichtmeß ihre Spinnstube, kommen als Schafherren zusammen und verteilen bei fröhlichem Trunk die Bürden, versehen nach den Treidlagden die Knebloden.

wobei es auch nicht trocken hergeht und finden sich endlich auch auf den Holzvertrichen und nachher zusammen, um ihre Würste gegenseitig zu versuchen, die sie, ohne daß es die Alte merkte, in den Kanzen oder Kusfad praktizierten.

Der Tanz auf dem Scherzmarkt muß sein.

Schon wegen den alten Hofherren, die vor Neujahr den Joram abgeheng Taler an den Mann bringen wollen, nicht in Sorgen und Wintergrübele, sondern beim Babbenheimer seiner Trompete. Und die war lustig bis zum Füttern in der Früh.

Das ließ sich Steffens Lud nicht nachsagen, daß er als Knecht nicht auf dem Posten wäre. So belamen auch an diesem Morgen die Pferde zur rechten Zeit ihr Deu, wurden gefriegelt und gekämmt. Die Stall-Laterne brannte mit rozelbem Dichte und der Knecht froh durch alle Ritzen.

Feiste Schritte kamen über den Hof, und in den Pferdestall trat die Ummenboferin.

„Geht, das wundert dich? Der Bauer hat heut so ein'n Druck auf der Brust, weißt d' hier unter der Strotte.“ Sie zeigte dabei unter ihren Kehlkopf, „un da muß ich gucke, wie 's heut morgge uf 'm Hof zuseht. Langt die Maad durch die Nacht, wird in der Früh niks gemacht. D' könnst doch früher ufhoer? Dann eht die Gesellschaft, wann se fei Müst mehr kriegt. Aber du und der alte Wald und der Hof hab ledere Gurgeln. Un die Weisleut, die Weisleut! No ja, wann mer jung is! Mir is auch als Wäde nach so einer Nacht der Weisleut zwischen den sittriger Knieen umgehochnap. Ja! Aber wann mer vernünftig is, muß mer auf Ordnung halte.“

Sie stülpte einen hölzernen Stalleimer um und setz sich darauf.

„Warum bist d' auf der Müst immer so lustig un hast tauzend Speranze im Kopf?“

„Soll mer dann wie in der Schul sise, Bäuerin? Immer dieselb Müstkrubel is auch lanawellig. Ich könn ja schon neue Müst; aber die andere Kerle sage, die alte wär'n die beste. Nur niks Neues!“

„Ich glaub, nur wege der Tanzmaad? Mir Weiber sein doch so was vor euch?“

„Oder umgekehrt“, antwortete er kurz.

Sie lachte verstimmt.

„Dir verchlagl 's ja niks. Dei Mutter hat sicher was vor tolle Wäde?“ A. a. denke die, bei dem fällt mer nit enei.“

„Wes schwäst ihr da enaus? Mei Mutter is ei brav un fromm Frau. Niks von so Sache.“

„Aber du hast am End aus ihrem Schrank so ei Rezent?“

„Gar niks.“

Der Babbenheimer war etwas aufgebracht. Er hatte zwar seinen Kopf schon einige Mal unter die Pumpe gehalten; aber es sumimte ihm doch noch vor den Ohren. Und nun kam die Ummenboferin mit ihrem lauernden Gespräch.

Was reist du dich auf, dachte er nach einigem Ueberlegen, die kennst du ja von der Müst her. Aus seinem Gesicht schwanben die suchenden Linien der Unruhe und seine Augen seilaten wieder den Glanz der Schalkhaftigkeit. Wie kommt die Frau an dem nebelstauen Morgen, an dem feuchte Kälte die Zähne schmattern läßt, auf solche Gedanken? Wer in solches Gerede mit einer Frau von dem Lebenstried der Ummenboferin kommt, muß in seinen Worten vorsichtig sein. Die Leidenschaft war noch nicht aus ihrem Leben gegangen, und sie sahien es schwer zu ertragen, daß ihr Mann ein Lebender geworden war. Ihre Brust hob und senkte sich in schweren Atemzügen. Nun sah sie scharf nach dem Babbenheimer hin, richtete sich auf und trat hart an ihn heran.

„Ich mag das net mehr seide, daß d' so über mich hinfleischt. Nein. Ich mag das auch net, daß d' den junge Dinger so schöne Auge machst. Warum ich das net mag, das weis ich selbst net. Aber ich hab immer so ei Angst, daß der Alte sterbe könn.“

Der Babbenheimer war um eine Antwort verlegen.

„Wie kommt ihr nur auf so Gedanken?“

„Die ganze Nacht hab ich mich damit so anlaust. Der frunkte Bauer, der Ummhof und mei armelig Lebe. Ich föhl mich all die Tag her so einjam. Mir ist, als hätt' ich fei Kus mehr im Haus und hätt' nach drause was zu luche. Das Lebe hat mich ganz un gar zurüdegeleht.“

Der Babbenheimer sah sie ernsthaft an.

„So is mir 's auch schon gewelle, Ummboferin. Aber da hab ich mei Müst geabot un mei Schrittmesser un all die verzwickte Eifill über das Lebe ginnge heidi.“

Sie sah ihn an und drängte mit Gewalt den weinerlichen Zus aus ihrem Gesicht.

„D' meinst wohl, ich wollt Trübsal blase. Das net.“

Ihre Stimme war plötzlich ganz verändert.

„Ihre rauber Wind hatte sich draussen aufgemacht und spielte mit dem Nebel.“

„D' hast 's natürlich leichter. D' hast dei Lebe noch in der Hand, un ich glaub, d' weis auch 'was mit 'm ansufange?“

„Rei Müst net hat fei Lebe in der Hand, Ummboferin.“

„Auf deiner Seit steht das junge Volk. Un so Weiber, wie ich eins bin, sieht mer da net. Ich weis, daß d' ein feiter un sicherer Bursh bist un nichts überdebe magst. Aber dei Getu mit dem Weisvolk drause, das gefüllt mir net.“

(Fortsetzung folgt.)